

# Die Neue Welt



Nr. 36

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

## Der ungarische Edelmann.

Von Petöfi.

Am Nagel hängt, vom Rost verzehrt,  
Mein blutgetränktes Ahnenschwert;  
Nicht glänzt es mehr, Rost zehrt daran —  
Ich bin ein ungarischer Edelmann!

Des Lebens Kern ist Müßiggang,  
Ich faulenze mein Lebenlang:  
Arbeiten mag der Unterthan —  
Ich bin ein ungarischer Edelmann!

Die Straße, Bauer, bring zurecht,  
Sonst geht es deinen Pferden schlecht:  
Befördert mich doch dein Gespann —  
Ich bin ein ungarischer Edelmann!

Ich schreibe nicht, ich lese nicht,  
Mach' Wissenschaft mir nicht zur Pflicht —  
Die Schmachtel in der Armuth Bann —  
Ich bin ein ungarischer Edelmann!

In einer Wissenschaft jedoch:  
Im Bechen fand ich Keinen noch,  
Der mir es hält' zuvorgehan —  
Ich bin ein ungarischer Edelmann!

Nicht Steuer zahl' ich, nicht Tribut,  
Auch hab' ich nur ein winzig Gut;  
Doch Schulden — einen Dyeau —  
Ich bin ein ungarischer Edelmann!

Was kümmert mich das Vaterland?  
Des Vaterlandes arger Stand?  
Es helfe sich so wie es kann —  
Ich bin ein ungarischer Edelmann!

Nach Ahnenbrauch, im Ahnenhaus,  
Schmauch' ich die letzte Pfeife aus:  
Tragen mich Engel himmelan —  
Ich bin ein ungarischer Edelmann!

## Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Rechtsbruders. Von F. Niebeck.  
(Fortsetzung.)

Drei Gefellen erscheinen in der Thür, darunter der dürre Granbart. Hinter ihnen steht im Hausflur die Herbergsmutter und raunt den Dreien, die sich nach ihr umwenden, etwas zu. Sie lacht und sichert verstohlen, und die Blicke der Gefellen richten sich auf mich. Ich trete den Dreien grüßend entgegen; sie starren mich ein Weilschen an und brechen dann plötzlich in ein schalles Gelächter aus. Soll das mir gelten? Sigt etwa meine Halsbinde nicht ordentlich? Ich taste mit der Hand nach dem Halse und schaue mich nach einem Spiegel um.

„Ist das nicht der Dicke, der voriges Mal den Stiefel gab?“ fragte der Granbart.

„Freilich is ers!“ ruft einer der Begleiter, die sich Beide vor Lachen schütteln.

„Mensch, wie siehst Du denn aus!“ fährt der Granbart fort; „Du bist wohl unter die Klosterbrüder gegangen?“

„Wieso denn?“  
„Du trägst ja eine Kutte! — Oder hat Dich der Teibel am Schlawittel gezerrt?“  
Er greift nach meinem abstehenden Nackfragen und behauptet, zwischen Nack und Nacken habe reichlich ein Sack Kartoffeln Platz. Wenn ich als Zwiebelhändler reisen wolle, könne ich mir die Ausgabe auf einen Korb ersparen.

Auf die zwei Anderen übten diese „Wise“ eine erschütternde Wirkung aus; sie wanden und krümmten

sich vor Lachen; sie hielten sich die Seiten und steheten keuchend zu Gott, er möge ihnen beistehen, damit sie vor Lachen nicht den Tod fänden; so schrecklich gelacht hätten sie während ihres ganzen Lebens noch nicht. Plötzlich entrang sich dem Munde eines der Lacher das Wort „Wupp dich!“ Der Andere stieß einen Schrei des Entzückens aus und rief: „Ja, der Wupp dich, der Wupp dich!“

Nun fanden sich neue Gefellen ein; Allen wurde ich als der Wupp dich vorgestellt; Alle belustigten sich über mich und Jeder trieb sein Possenspiel mit mir. Ich ärgerte mich, war bellommen und das Blut schoß mir siedehiß zu Kopf, doch ich bezwang mich und gab mir alle Mühe, recht kräftig mitzulachen. Leider verging mir auch das bischen erkünstelter Humor, als ich die Herbergsmutter erblickte, die, in jeder Hand eine Last gefüllter Biergläser, stehen blieb, mich wie ein komisches Wundervieh betrachtete und ohne alle Scheu in das Spottgelächter einstimmte. Der Spott von Kameraden war zur Noth erträglich; den Spott dieses häßlichen fremden Weibes ertrug ich nicht. Vor wenigen Minuten noch hatte sie gethan, als sei sie gegen mich des höchsten Respektes voll, und nun zeigte sie ihr wahres Gesicht, die Heuchlerin! Ich hätte sie umbringen können, so tödtlich war mein Haß, so heftig meine Wuth. Nur gut, daß sie bald hinausging; ich glaube, es wäre sonst ein Unglück geschehen!

Ein Unglück hätte leicht auch aus einer anderen Ursache entstehen können. Der Benjamin war eingetreten, und als er erfahren, daß ich der Wupp dich sei, verrieth sein blödes Affengesicht eine närrische

Freude. Er hüpfte plump umher, schlenterte wie ein unbeholfenes Kind mit den Armen und sang: „Der Wupp dich, der Wupp dich, der Wuhu — wuhupp dich!“ Das verdros mich gewaltig, und als er bald darauf, das Beispiel der Anderen nachahmend, einen Wis über mich machte, verlor ich alle Fassung. Sein Wis war nämlich so plump, wie der ganze Kerl; er sagte, der Anzug passe mir nicht, folglich hätte ich ihn nicht gekauft, sondern dem Aron — einem in Thalungen bekannten Kleiderhändler — vom Nechen gestohlen. Mit der Wuth eines gereizten wilden Thieres sprang ich auf den Durtschen los, packte ihn an der Gurgel und schrie ihm zu, er solle das Wort zurücknehmen. Schon aber kam der Altgesell dem Bedrohten zu Hilfe, zwang mich, von ihm abzulassen, erklärte jedoch zu meiner Genugthuung, der Benjamin müsse widerrufen. Dieser hatte garnicht versucht, mir Widerstand zu leisten; er war aschfahl geworden, und er stammelte, daß er ja nur Spaß gemacht habe. Ich gab mich zufrieden und freute mich, daß die böse Geschichte ein so gutes Ende genommen hatte. Wie leicht hätte der Benjamin mich halb elend schlagen können! An Kräften schien es ihm nicht zu fehlen.

Aber ich hatte gesiegt, und das war gut. Die Gefellen schienen mir eine solche Tapferkeit garnicht zugetraut zu haben, und ich muß gestehen, daß sie mir selber überraschend vorkam; sie spotteten weiter, doch nicht mehr über mich, sondern über den Benjamin, der sich niedergesetzt hatte und kläglich still verhiet. Ich fühlte mich als Held und Sieger, dabei aber war mir ganz erbärmlich zu Muth,



und ich nahm mir vor, so zeitig als möglich dem Kreise, der mir so schnell verhaßt geworden war, zu entriemen. Als ich unter diese merkwürdigen Menschen in einem Anzuge trat, der seit länger als drei Jahren die ärgsten Strazazen erlitten hatte, der zuletzt mit einer schauerhaften, übelduftenden Flüssigkeit getränkt worden und alsdann mit Wasser und Schuhwische aufgespritzt worden war, hatten sie mich einen anständigen Menschen genannt und mir mit stürmischer Freundlichkeit ihre Bruderherzen geöffnet; nun, da ich neu und wirklich anständig gekleidet vor sie hintrat, verhöhnten sie mich, wie man einen Narren verhöhnt — bloß deshalb, weil mein Rockragen nicht richtig saß. Ich hatte genug von dieser Gesellschaft.

Die Auflage begann mit der Einkassierung der Gelder. Diesmal hatte ich nur sechzig Pfennige zu entrichten: den Krankentassenbeitrag für zwei Wochen und zehn Pfennige für die Vergnügungsskaffe. Schon war ich im Begriff, mich heimlich davonzuschleichen, als der Altgesell erklärte, er habe eine traurige Mitteilung zu machen. Diese Mitteilung wollte ich hören, und ich blieb. O, wäre ich gegangen! . . .

Der Altgesell meldete der aufmerksam horchenden Versammlung, daß zwei alte, verheiratete Gesellen brotlos geworden seien und unterstützt werden müßten. Er nannte die Namen der Gesellen und die Namen der Meister. Ein Murmeln des Unwillens erhob sich und dazwischen erschollen laute Ausbrüche des Zornes. Schrägüber von mir saß ein hochgewachsener Mann von etwa vierzig Jahren; er trug einen dunklen, sorgfältig gepflegten Vollbart; sein Gesicht war hager und seine Stirn ungewöhnlich hoch. Dieser Mann, der Kittlas hieß, gerieth bei den Worten des Altgesellen in Aufregung. Er legte den Nacken auf die Stuhllehne, so daß er das Gesicht nach der Decke richtete, lachte erzwungen und hohnvoll, schüttelte den Kopf und sagte immerfort: „Das kommt von wegen, das kommt von wegen!“

„Das kommt von wegen, ja, das kommt von wegen!“ wiederholte mit komischer Betonung irgend ein Spatzvogel und erzeugte dadurch ein Gelächter.

„Gewiß kommt es von wegen!“ schrie Kittlas, sprang, von jähem Zorn erfaßt, empor und schien Lust zu haben, dem Spötter das Bierglas an den Kopf zu werfen.

„Das kommt von wegen!“ ließ sich am Ende der Tafel ein anderer Spatzvogel vernehmen, und Kittlas wäre nun sicherlich rasend geworden, wenn nicht der Altgesell in heftigem Tone Ruhe geboten hätte.

„Es ist traurig — sehr traurig, daß bei einer solchen Gelegenheit gelacht wird!“ sprach er.

„Soll'n wir etwa stemmen?“ fragte ein Bruder.

Der Altgesell nahm die Glocke aus der Lade, läutete scharf und erklärte mit feierlicher Stimme: „Ich bin kein Affe und auch kein Papanz! Ich stehe hier, um die Versammlung zu leiten, und ich stehe vor der offenen Lade. Wer nicht weiß, was das zu bedeuten hat, der kann mir leid thun. Aber schlimm genug, daß es nicht Jeder weiß! Ich verlange, daß keine Biße gerissen werden; was wir hier zu besprechen haben, ist verdammt ernst. Zuerst möchte ich haben, daß der Kittlas deutlicher redet. Wir müssen wissen, was von wegen kommt. Kittlas hats Wort!“

„Ich hats nicht verlangt,“ erklärte Kittlas. „Ich denke mir das Melniige und sage bloß: das kommt von wegen!“

„Zum Denken sind wir nicht hergekommen; wir sind hergekommen um zu reden!“ jagte der Altgesell.

Einige Brüder lachten, mehrere baten gleichzeitig ums Wort. Der Erste, der es erhielt, begann sich mit der kurzen Erklärung, daß er dem Kittlas vollkommen beistimme; das Beste sei, sich das Seinige zu denken und zu schweigen.

„Aber das Denken ist ja hier verboten!“ begann der nächstfolgende Redner, ein kleiner, starker, etwa dreißigjähriger Mann. „Der Altgesell hat vor einer Minute gesagt, zum Denken sind wir nicht hergekommen. Wir sollen bloß reden, bloß Wind machen. . .“

Lärmender Beifall! Der Altgesell wollte dem Redner ins Wort fallen; dieser jedoch redete weiter

und wußte sich mit seiner hohen, durchdringenden Stimme Gehör zu verschaffen. „Ihr hört, ich werde unterbrochen; ich fing an, die Wahrheit zu sagen, und das darf hier nicht sein. Ich bin aber nicht wie der Kittlas und wie der Seidel; ich fürchte mich nicht, es auszusprechen, woher es kommt, daß bei uns die alten Leute wie räudige Hunde aus der Werkstatt vertrieben werden und daß sie mit Weib und Kindern fechten müssen. Das kommt davon, weil wir zu viele Hundeseelen unter uns haben, die den Meistern die Hände und sonstwas abzelen; die gleich gesprungen kommen, wenn der Meister pfeift, und die noch „Dank schön!“ sagen, wenn er ihnen eine Ohrfeige runterhaut. Mit solcher Sorte können dann die Meister machen, was sie Lust haben, und solche Sorte ist auch werth, daß sie zuletzt aufs Pflaster gesetzt wird, wo sie krepieren kann. Schade nur, daß auch die tüchtigen Kerle darunter leiden müssen! Aber gut, daß es auch die Schmaroger trifft. Mich erbarmen bloß die armen Weiber und Kinder; mit den beiden Kunden, die zum Tempel hinausgeschoben sind, hab ich kein Mitleid. Sie waren Beide die erbärmlichsten Kriecher, die ich gekannt habe!“

„Lüge! Sozialdemokrat!“ schrie ein Bruder. „Du lahmer Hund, halt's Maul!“ rief Kittlas dem Schreier zu.

„Du bist auch ein Sozialdemokrat!“ „Was bin ich?“ fragte Kittlas, bebend vor Zorn. „Sag's noch einmal und Deine Zähne fliegen mit-sammt den Kimladen an die Wand!“

Dem Altgesellen zum Trost, der die Glocke schwang und sich selbst das Wort erzwingen wollte, redete der kleine, dicke Gesell ununterbrochen in den Lärm hinein, doch erst am Schlusse seiner Ausführungen fand er Aufmerksamkeit. Ich hörte nur noch, wie er anscrief: „Geht nur hin und sag's den Meistern, was ich hier gesagt habe! Demunzianten sind ja genug da. Doch ich fürchte mich nicht; lieber geh ich auch fechten, als daß ich mir einen Maulkorb umlege!“

Weiter kam er nicht; der Tumult war gar zu groß. Die meisten der Brüder waren aufgesprungen; Viele hoben drohend die Fäuste; Einer hatte sogar den Stuhl ergriffen und wollte damit nach dem Redner schlagen; Alle verlangten zu wissen, wer ein Demunziant sei.

Ich saß da und hörte und sah und staunte; mir war das Alles neu und fremd und unfassbar. Waren das dieselben Männer, mit denen ich auf ewige Freundschaft den Stiefel geleert hatte? Ich hatte sie für sanfte, friedfertige Seelen gehalten, die miteinander in glücklichster Eintracht leben, und nun auf einmal erschienen sie mir wie furchtbare Gestalten, wie gefährliche Wütherrische, die in Todfeindschaft einander betrogen.

Der Altgesell fragte mit dem Aufgebot seiner ganzen Stimmkraft, ob er die Lade schließen solle; wenn keine Achtung vor der Lade mehr herrsche und wenn nicht mehr auf den Altgesellen gehört werde, dann wäre es besser, die Auflage zu beenden. Einige Brüder unterstützten ihn in seinem Bestreben, die Ruhe herzustellen, und allmählig legten sich die Wogen des Tumults.

„Nun bitte ich dringend, mich nicht zu unterbrechen!“ begann er. „Wenn ich werde gesprochen haben, dann bekommt Jeder das Wort, der es verlangt, und Jeder kann frei von der Leber weg reden. Aber ansprechen lassen! Ich steh nicht als Narr und Papanz hier! Der Gregor sagt, an den schlechten Zuständen in Thalungen sind wir selber schuld, weil wir uns vor den Meistern wie Hunde ducken. . .“

„Etwas nicht?“ — „Das kommt von wegen!“

„Ich schließe die Lade, wenn Ihr mich nicht reden laßt! Ueber den Gregor kann ich mich nur wundern, daß er so etwas behauptet. Wir haben immer auf gute Löhne gehalten, und als ich sah, daß die Meister alle reich wurden und Häuser kauften, bin ich es sogar gewesen, der bei der Innung eine Zulage für sämtliche Gesellen verlangt hat. Ihr habt mich dabei im Stich gelassen, und als mich der Obermeister wie einen dummen Jungen behandelte, habt Ihr gelacht!“

„Das kommt eben von wegen!“ rief Kittlas.

„Ja, das kommt von wegen!“ fuhr der Altgesell fort. „Die Leute, die hier das größte Maul haben, lassen den Altgesellen im Stich, wenns drauf ankommt. Das Unglück ist, daß es hier zu viele Hungerleider giebt, die die ganze Woche wie die Mameluken, wie die Akerpferde schuften und mit einem Lohne zufrieden sind, wie ihn die alten Waschweiber bekommen. Sie fressen nichts als Kartoffeln, sie gönnen sich kein Glas Bier, und wenn sie sich einmal für einen Sechser Wurst kaufen, so halten sie sich schon für Verschwender. Es giebt Gesellen hier, die arbeiten die Woche für einen Thaler und für das bißchen Futter, und deshalb wollen die Meister keinen verheirateten Gesellen. Einem Verheiratheten müssen sie vier Thaler zahlen, und das ist ihnen zu viel; da werden sie nicht reich genug. Schon seit zwei oder drei Jahren wird an den Löhnen herumgeknaps't; es heißt immer, wir hätten schlechte Zeiten, und bei jeder Lohnzahlung wird den Gesellen unter die Nase gerieben, daß massenhaft billige Arbeitskräfte vorhanden sind. Die Zeiten sind aber nicht schlechter geworden; an allen Ecken und Enden werden neue Häuser gebaut; überall ist Arbeit im Ueberflusse. Früher hat jeder Meister fleißig mitgearbeitet; jetzt gehen die meisten Meister auch an Werktagen im Sonntagsrock; sie leben wie die großen Herren und die Gesellen sollen Alles einbringen. Die alten Leute werden entlassen, damit sie den jungen nicht sagen sollen, was ein Gesell früher verdient hat und wie es früher zugegangen ist. Deshalb werden auch lauter junge zugereifte Schnacker angestellt, und wir Alten fliegen einer nach dem anderen aufs Pflaster. Kollegen! Unter uns sind Gott sei Dank noch keine Sozialdemokraten, aber . . .“

„Das weißt Du ja nicht!“ unterbrach ihn Gregor. „Du müßtest höchstens einer sein, aber ich glaub's nicht,“ sagte der Altgesell. „Aber, Kinder, nehmt mir's nicht übel! Wenn es so zugeht, dann möchte mans wahrhaftig mit den Rothen halten.“

„Wenigstens, daß die Meister einen Schreck kriegen!“ fügte der Gesell hinzu, der das Protokoll führte.

Das Wort erhielt nun Gregor; allein ich war nicht mehr fähig, auf seine Rede zu achten. Die Worte des Altgesellen hatten meine Seele mit zermalmender Wucht getroffen; ich wagte vor Schen und Beschämung nicht mehr, einem der Kollegen ins Gesicht zu sehen. Ich war ja ein solcher zugereifter junger Schnacker, der die Löhne verschlechtert hatte! In meiner jammervollen Beschräntheit hatte ich mir eingebildet, zwei Mark und fünfzig Pfennige seien ein stattlicher Wochenlohn, und nun vernahm ich, daß die miserabelsten Gesellen doch wenigstens einen Tha'er erhielten, daß es aber ein Verbrechen an der Kollegenschaft sei, für einen solchen Lumpenlohn zu arbeiten. Ich war einer der Hungerleider, die sich kein Glas Bier gönnten und sich für Verschwender hielten, wenn sie sich für fünf Pfennige Wurst kauften; ich war eine jener kläglichen Figuren, die die Verachtung aller Mitgesellen verdienten.

Von dem Bewußtsein durchdrungen, daß ich nicht würdig war, im Kreise der Kollegen zu verweilen, wollte ich mich entfernen; zunächst aber mußte ich den Redner ansprechen lassen, weil mein Fortgehen sonst Störung und Aufsehen erregt hätte. Kann aber hatte Gregor geendet, so redete der Graubart, und ich empfand eine Neugierde, zu hören, was er sagen werde. Er verstand nicht, das Wort zu regieren, die Sätze kamen stoßweise hervor, und es verursachte ihm sichtlich die schwerste Mühe, seine Gedanken kundzutun. Er rügte das Schluswort des Altgesellen. Sozialdemokraten seien wir gewiß nicht, und er wolle auch keinem rothen Bruder rathen, in den Verein zu kommen und von Theilung und Revolution zu sprechen; der Altgeselle habe nur Spaß gemacht, indem er sagte, es wäre kein Wunder, wenn wir Sozialdemokraten würden; man dürfe jedoch so etwas auch im Scherz nicht sagen, denn wenn das dem Meister oder dem Herrn Stadtschreiber, oder gar dem Herrn Bürgermeister zu Ohren käme, so hätte der Verein nichts zu lachen.

„Und erst die Frau Bürgermeister!“ lachte Gregor.

„Deringsele!“ rief ein Anderer.



Lärm und Bewegung entstand, und ich benutzte die Gelegenheit zum Entschlüpfen.

Draußen kühlte ein leichter Staubregen mein erhitztes Gesicht. Mir war, als sei ich einer großen Gefahr entronnen; das Herz voll wunderlicher Empfindungen, unter denen beständig die eine vorherrschte: daß ich verpflichtet sei, den Meister um Erhöhung des Lohnes zu bitten, schlich ich nach Hause. Mit den Hosenbeinen schleifte ich am regenfeuchten Boden hin. Sie thaten mir sehr leid. In der Bodenkammer wollte ich dichten. Beim Wohlklang schöner Verse sollte meine stürmische Seele sich beruhigen.

In Hause angelangt, wollte ich mir aus dem Schubfach der Hobelbank einige Holzstöckchen holen, auf die ich Gedichtstrophen niedergeschrieben hatte; doch als ich die Thür zur Werkstätte öffnete, prallte ich erschrocken zurück und entfloß zur Treppe hinauf. In der Werkstatt saßen der Meister und die fremde Frauensperson am kleinen Tische beim Kaffee. Er hatte einen Arm um ihre Taille geschlungen. So schnell ich auch geflohen war — ein entsetzlicher Blick aus seinen finsternen Augen hatte mich erreicht.

O, ich Unglücksmensch!

### Zwanzigstes Kapitel.

#### Der Dichter.

Esel gab es meines Wissens in Thalungen nicht, obgleich die Bürgerschaft in der edlen Absicht, das Studium der Naturwissenschaften zu fördern, einen Zoologischen Garten angelegt hatte. Der Garten war nicht umfangreich — ein sechsjähriger Junge konnte mit Leichtigkeit einen Stein darüber hinwegschlendern —, doch er umfaßte mindestens ein halbes Duzend sehenswerther Thiere. Ich lugte öfters durch die Ritzen des Holzzaunes und bereicherte auf diese Weise mein zoologisches Wissen genau so sehr, als ob ich an einer der Tagesstunden, in denen der Garten geöffnet war, zehn Pfennige für eine Eintrittskarte ausgegeben hätte. Ich sah den Fuchs an seiner Kette; ich sah das abgeschabte, lendelahme Vieh mit den triefenden Augen, das einen Edelhirsch darstellen sollte — einen Edelhirsch ohne Geweih; ich sah ein wirkliches Reh, doch hatte es leider ein so trübseliges Aussehen, als wollte es vor Langerweile sterben; ich sah einen Stall mit Hühnern, und ich sah endlich die größte Merkwürdigkeit des Gartens: einen gelben Hund, von dem die Sage ging, daß er die Frucht der Liebe eines Wolfes zu einer Hündin sei. Ich hätte noch mehr gesehen, wenn noch andere Thiere vorhanden gewesen wären; doch die sollten, wie von Zeit zu Zeit im „Stadtblatt“ und auch im „Anzeiger“ zu lesen stand, erst angeschafft werden.

Esel gab es nicht, aber ich lernte diese klugen Thiere später kennen, und es drängt sich mir der Gedanke auf, daß die Theorie, nach der ich damals drei oder vier Monate hindurch lebte, sehr ähnlich war der Philosophie des Meisters Langohr. Treu und unermüdet dient er seinem Herrn, der ein Grobian und ein Quälgeist ist; er erfüllt seine Pflicht, ohne sich dabei zu überhasten, und er hängt, so sehr Jener auch schimpfen und ihn zum Fleiß anfeuern mag, beständig seinen eigenen tief sinnigen Gedanken nach. Der Esel ist nicht aus seiner Ruhe zu bringen, und geschlagen darf er nicht werden, sonst wird er störrisch und wild und verweigert jeglichen Dienst. Ein echter Esel macht seinen Gebieter, wenn dieser sich nicht nach der Eselnatur richtet, zum Narren.

„Was mir den Hobel!“ dachte ich, wenn der Meister mich zur Eile antreiben wollte, und ich arbeitete so gemächlich weiter, wie ich es gewohnt war. Seine Lieblingsbehauptung, ich werde bei der Arbeit „eingefrieren“, brachte mich nicht mehr aus der Ruhe; seine Schimpfworte ließen mich kalt.

Jeden Sonntag war ich entschlossen, ihn um Lohnzulage zu bitten; ich dachte der Worte des Mitgefellen und hielt es für Frevel und Schande, für drittelhalb Mark zu arbeiten; doch jedesmal, wenn ich beim Lohnempfang meine Bitte vorbringen wollte, versagte mir die Stimme. Ich glaube, ich hätte es eher fertig gebracht, dem Teufel ins Ge-

sicht zu sagen, daß er ein Lump sei. Immer fielen mir dann die abfälligen Kritiken ein, die er während der Woche über meinen Fleiß gefällt hatte, und so erbte sich mein Vorsatz von Woche zu Woche fort, ohne vollbracht zu werden. Das ärgerte mich, und da ich wohl wußte, daß meine Sehnsucht nach Lohnaufbesserung sich nicht erfüllen werde, hütete ich mich bei der Arbeit vor der Gefahr der Ueberanstrengung.

Bei Licht besehen, führte ich ein wahres Jammerleben, und dennoch fühlte ich mich unsagbar glücklich. Der unergründliche Quell, aus dem ich immer neue Bäume und Hoffnungen schöpfte, war natürlich die Dichtkunst. Ihr hatte ich nach und nach meine ganze Seele verschrieben. Die Menschen niedlich; meine Klassenbeiträge sandte ich mit einem kleinen Hausgenossen, dem Söhnchen eines Kirchendieners, in die Herberge; ebenso mußte der dienstwillige flinke Junge endlich auch die vierzig Pfennige zu der Gastwirthin tragen, der ich am ersten Sonntag meines Aufenthaltes in Thalungen einen Teller zerichlagen hatte. Regnete es Sonntags, so verlebte ich den Nachmittag und Abend bei meinen dichterischen Arbeiten in der Bodenkammer; war das Wetter schön, so ging ich aufs Feld, legte mich an einer verborgenen Stelle ins Gras und suchte dort die Ueberfülle meiner wild und läppig wuchernden Gedanken in das enge Gewand der Schönheit zu zwängen.

Die Kirichen reisten; dann kamen die ersten Birnen auf den Markt, und bald auch wurden in den großen Gärten, die wie ein weiter grüner Kranz die Stadt umgaben, die Zwetschen gepflückt; die Aehren bleichten, die Ernte ging vorüber, die Aestern blühten und Mariensäden schimmerten silbern in der stillen Sommerluft. Ich befand mich diese ganze Zeit über in dem seligsten Traumzustande, trotz des Meisters, der mir äußerst selten ein freundliches Wort sagte, den Tag über jedoch mehr räsonierte und schimpfte, wie ein alter härbeißiger Feldwebel. Ich spann mich in meine poetische Traumwelt ein, sinnbildlich der eingepuppten Raupe vergleichbar, die ruhig die Unbillen des rauhen Winters erträgt und die sonnige Frühlingstunde ahnt, in der sie als prachtvoller Schmetterling ihrem Gefängniß enttrinnen und frei und überfelig davonaltern wird nach den schönsten Blumenamen. Ich glaubte an die Zukunft.

Hippel sagt irgendwo, ein Deutscher, der sich in seiner Jugendzeit nicht, innerem Drange gehorchend, als Dichter versucht habe, sei kein guter Mensch. Mögen Alle, die mich kennen, auch so Manches an mir zu tabeln wissen — vom Standpunkte des berühmten Verfassers der „Lebensläufe in auf- und absteigender Linie“ bin ich einer der besten Menschen. Denn was ich in jenem Jugendsummer in Thalungen in der Dichtkunst geleistet habe, leistet mir so bald nicht Einer nach. Wohl fünf oder sechs Schreibhefte hatte ich voll Gedichte geschrieben; begeistert von Schillers „Münchern“, hatte ich vier Dramen entworfen, und in einem besonderen Hefte prangte das erste Kapitel eines spannenden Romans. Als Heibel an einen Freund das stolze Wort: „Ich bin ein Dichter geworden“ schrieb, hat sein Herz sicherlich nicht so stolz und selbstbewußt geschlagen, als das meine schlug, wenn ich an den Koffer dachte, in dem meine Unsterblichkeit verwahrt lag. Schritt ich Sonntags, angethan mit meinem neuen Anzug und die Seele voll himmelhoher Pläne, hinaus in die Freiheit — welch ein erhabenes, göttliches Gefühl! Die Leute gingen an mir vorüber und würdigten mich kaum eines Blickes; sie ahnten nicht, daß der Dichter der Zukunft an ihnen vorbeiging. . . . Noch ahnte überhaupt keiner der Sterblichen, daß ein Jüngling unter ihnen weilte, der den heiligen Entschluß gefaßt hatte, die Zahl der deutschen Klassiker um eine Nummer zu vermehren. Wie jauchzte, wie frohlockte meine achtzehnjährige Seele bei dem Gedanken an ihre hohe Mission!

Der gefällige Sohn des Kirchendieners ließ mir an Sonntagen sein Schullesebuch, und ich sog daraus eine Niesenmenge literarischer Kenntnisse; ich lernte viele Dugend Gedichte und auch die Namen der Dichter, sowie die wichtigsten Begebenheiten und Daten aus ihrem Leben kennen. Diese kurzen biographischen

Mittheilungen hatten für mich ein so fabelhaft starkes Interesse, daß sie sich gleichsam ganz von selbst für immer in mein Gedächtniß einprägten. Denn in meiner Seele hatte sich — ich weiß nicht, wie — die Vorstellung gebildet, daß ein Dichter ein äußerst verehrungswürdiges, hoch über der gewöhnlichen Menschheit stehendes Wesen sei, dem kein König und kein Kaiser an Bedeutung gleichkomme, und dessen Name in alle Ewigkeit ruhmreich fortlebe. Bei diesem inbrünstigen und lehrreichen Studium waltete nur der eine Fehler, daß ich meine Helden im Verhältniß zueinander nicht immer richtig nach ihrem Werthe abzuschätzen wußte. So hielt ich zum Beispiel den Feodor von Köppen für einen viel größeren Dichter, als den Johann Wolfgang von Goethe. Die Gedichte von Goethe — „Der Fischer“, „Erk König“, „Ich ging im Walde“ — kamen mir ein wenig albern und unbeholfen vor; ich fand Mancherlei daran auszusagen und verhehlte mir keinen Augenblick, daß ich diese Gedichte besser gemacht hätte. Verse, wie „Nüßel bis ans Herz hinan,“ oder „Und nichts zu suchen, das war mein Sinn,“ kamen mir geradezu dumm vor. Ich und jeder andere kluge Mensch — wir konnten uns ja denken, daß der Fischer an dem kühlen Wasser kalte Füße bekommen habe und daß die Nüßel bis zum Herzen hinangestiegen sei; doch wer dieses Räthsel nicht errieth — was sollte der mit einem solchen Vers anfangen! Sich deutlich und klar ausdrücken — dazu war meines Erachtens der Dichter verpflichtet. Wäre Johann Wolfgang von Goethe noch am Leben gewesen — ich hätte nicht gezögert, ihm brieflich einige gute Räthschläge zu senden. Die Zeile „Und nichts zu suchen, das war mein Sinn,“ ließ mich ganz besonders erkennen, wie sehr ich dem Dichter des „Faust“ an Wissen und Können überlegen war. Wenn Einer im Walde so vor sich hingeht, so denkt er entweder an gar nichts oder an ganz fernliegende Dinge; nimmt er sich jedoch vor, nichts zu suchen — wie albern, sich so etwas vorzunehmen! — dann denkt er doch eben an den Wald, und dann kann nicht behauptet werden, daß er so für sich hin geht. „Erk König“ vollends kam mir wahrhaft lächerlich vor. Dagegen hielt ich ein Reiterlied von Feodor von Köppen für etwas Rechtes; in seiner ledernen Steifheit galt es mir als schulgerecht, und die erkünstelten Kraftstellen zwangen mich zu solcher Bewunderung, daß ich den plattverfähtigen Kriegs- und Potentatenverherrlicher lange Zeit für ein Dichtergestirn ersten Ranges hielt.

Dieses Reiterlied — ich glaube, auf den alten Zietzen war es gemünzt — ahnte ich mit Vorliebe nach, und so geschah es, daß durch das Prachtgefülle meiner Dichtung bald ganze Reitergeschwader galoppirten. Die zahlreichen Versüßerbeine und Fußverrenkungen erwiesen sich dabei nicht als störend. Desgleichen dichtete ich in Schillerscher, in Geibelscher, in Uhlandscher, in Simrodscher, in Wilhelm Heßscher Tonart, je nachdem mich zufällig ein Gedicht dieser Meisters im Schullesebuche des kleinen Kirchendienersproffen begeisterte hatte.

Endlich mußte ich daran denken, öffentlich als Dichter aufzutreten; ich fühlte, daß mein Talent ausgereift war, daß meine Dichtungen den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hatten. Wo aber sollte ich meine Werke drucken lassen? Natürlich im „Stadtblatt“. Die Thalunger sollten erfahren, welch einen ausgezeichneten Menschen sie in ihrer Mitte hatten; von dem Ruhme, den ich zu ernten gedachte, sollte ein Schimmer zurückfallen auf das Städtchen, dessen Bürger ich war. (Fortsetzung folgt.)



### Gedankensplitter.

Vernünftigerweise sollten alle Staatsbeförderungen von unten auf gehen, d. h. die Bürger sollten die Magistraturen und die Krieger die Beisitzer haben geistlich ernennen. Das wäre rechtlich und psychologisch gut. Wo es umgekehrt ist, muß man von Freiheit nicht sprechen. Von oben herab ist man nach gewöhnlicher Menschlichkeit nie weise genug, den Vortheil des Ganzen ohne Pleonexie (Eigennutz, Vortheilshaserei) zu wollen. Von oben herab kommen alle guten Gaben, christlich-moralisch; von oben herab kommen alle schlechten Verordnungen, päpstlich-depotistisch.



# Wanderungen durch Zeit und Raum.

Von Th. Overbeck.

## VIII.

### Erde und Mars.

Im vorigen Artikel lernten wir zwei Welten, eine kleinere und eine größere, die Planeten Merkur und Venus kennen, welche, abgesehen von der Größendifferenz, in der verschiedensten Hinsicht sich gleichen, vorzugsweise hinsichtlich ihrer Beleuchtungs- und meteorologischen Verhältnisse.

In einem ähnlichen Falle befinden wir uns heute. Auch heute haben wir eine der Venus an Größe fast genau gleichende Welt, unsere Erde, und eine kleinere, allerdings den Merkur an Größe übertreffende, den 892 Meilen (6745 Kilometer) im Durchmesser haltenden, rothleuchtenden Mars vor uns.

Während Merkur und Venus eine eigentliche Rotation (Umdrehung um ihre Achse) nicht besitzen und auch ohne Monde die Sonne umkreisen, rotiren Erde und Mars fast genau gleich, in za. 24 Stunden, und besitzen beide Trabanten, die Erde unseren alten, vertrauten Mond, der Mars zwei winzig kleine Genossen, welche erst in neuerer Zeit, am 11. und 17. August 1877, durch Hall in Washington entdeckt und Phobos und Deimos (in der griechischen Mythologie die Personifikation von Furcht und Schrecken, Söhne und beständige Begleiter des Kriegsgottes Mars) benannt wurden.

Der größere dieser Monde, Phobos, mit einem Durchmesser von 9,5 Kilometern und einer Umlaufzeit von etwa 7 1/2 Stunden, befindet sich in einer mittleren Entfernung vom Marsmittelpunkte von nur 9340 Kilometern, der kleinere, Deimos, mit einem Durchmesser von 8,4 Kilometern und einer Umlaufzeit von za. 1 Tag 6 Stunden, umkreist den Zentralkörper in einer Entfernung von 23300 Kilometern.

Eine Reise um die Welt würde auf diesen kleinen Kugeln ein guter Fußgänger bequem in 5 bis 6 Stunden vollenden können.

Der innere Marsmond, der größere, Phobos, vollendet seinen Umlauf, wie erwähnt, in 7 1/2 Stunden, während der Tag des Mars unserem Erdentage fast genau gleicht.

Es gewährt daher dieser das ganze sichtbare Himmelsgewölbe in 3 bis 4 Stunden durchziehende Satellit den Marsbewohnern das wunderbare Schauspiel eines Himmelskörpers, der täglich zwei- bis dreimal im Westen auf- und im Osten untergeht, entgegengesetzt allen übrigen Weltkörpern, welche genau wie auf der Erde im Osten auf- und im Westen untergehen.

Unangebracht würde es sein, heute näher auf irdische Verhältnisse einzugehen, da diese uns später eingehend beschäftigen werden. Wir werden sie daher nur dann zum Vergleich heranziehen, wenn sie zur Erklärung der Verhältnisse der Marswelt von Wichtigkeit sind.

In der verschiedensten Hinsicht ähneln sich nun Mars und Erde, und zwar derart, daß Schiaparelli, der Hauptforscher unserer Nachbarwelt, den Mars geradezu eine zweite Erde nannte.

An jedem Marspole zeigen sich schon bei schwacher Vergrößerung zwei blendend weiße Flecken, welche bereits vor 200 Jahren gesehen wurden.

Dieselben sind unzweifelhaft Eisregionen, gleich den Polargebieten der Erde, denn sie vergrößern sich zur Zeit des Winters der betreffenden Halbkugel und verkleinern sich zur Zeit des Sommers, während sie zur Zeit der Nachtgleichen beide gleiche Ausdehnung zeigen.

Während des Winters reichen die Eis- und Schneemassen meistens über 23 Grade vom Pol, im Sommer schmelzen sie bis auf 5 bis 6 Grade zusammen, ja der südliche Fleck, welcher überhaupt die größte Veränderlichkeit zeigt, verschwand schon ganz während eines langen Sommers.

Daß die südliche Schneezone die größte Veränderlichkeit zeigt, wird bedingt durch die ganz erhebliche Exzentrizität der Bahn des Mars und dadurch, daß der Südpol zur Zeit seines Winters sich gerade in der Sonnenferne, zur Zeit des Sommers in der Sonnennähe befindet.

Während auf der Erde Winter und Sommer der Süd- und Nordhälfte hinsichtlich ihrer Länge augenblicklich nahezu gleich sind, denn die Winter der südlichen Erdhemisphäre dauern zur Zeit nur wenige Tage länger als die der Nordhälfte, kommen für die Nordhälfte des Mars (das ganze Marsjahr ist 1 Jahr 321 Tage 17 1/2 Stunden lang) auf den Sommer etwa 380, auf den Winter nur za. 300 Tage. Genau entgegengesetzt natürlich sind die Verhältnisse der Südhälfte: der Sommer ist hier der kürzere aber den Nordsonnener erhebt sich an Wärme übertreffende Theil, da der Mars zu dieser Zeit der Sonne am nächsten steht.

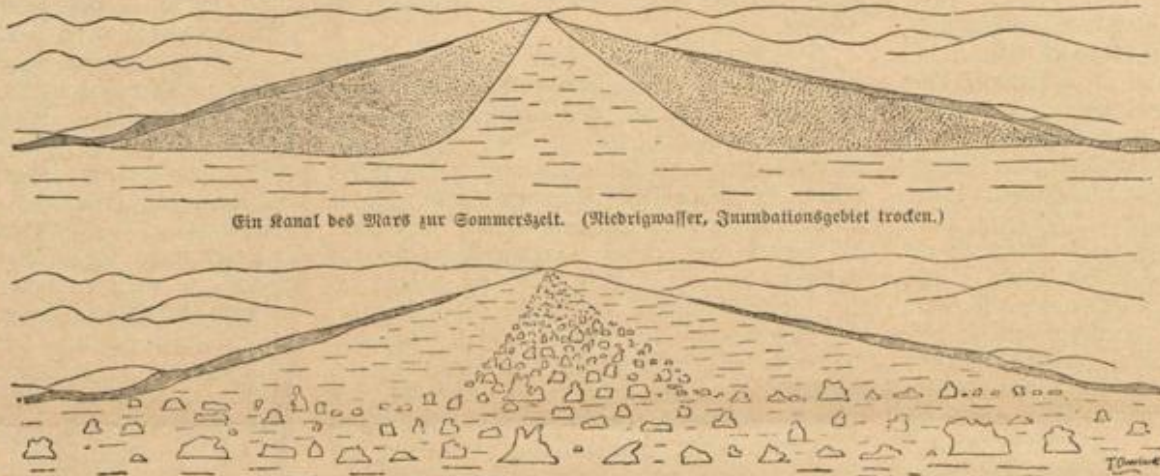
Die Nordhälfte hat demnach lange und gemäßigte Sommer, kurze und milde Winter, die

Vermittelung von Eisbergen und Meeresströmungen, und durch Schmelzen des Eises in niederen Breiten hervorgerufene Ablagerung des mitgeschleppten Materials zurück: ein Vorgang, der bekanntlich auch auf der Erde ständig zu beobachten ist, z. B. auf der Bank von Neufundland.

Wenn wir auf unserer augenblicklich noch wasserreichen Erde auch noch sehr weit von einer Zerschüttung der Äquatorialozeane entfernt sind, so wird dennoch nach unendlichen Zeiten auch bei uns sicher einmal ein die Nord- und Südozeane scheidender Landwall entstehen; dann wird die Oberflächengestaltung der Erde annähernd der jetzigen des Mars gleichen.

Höchst räthselhafte Gebilde entdeckten nun zuerst Schiaparelli, und später auch verschiedene andere Astronomen in diesen Kontinenten des Mars, nämlich eine große Anzahl (za. 120) schnurgrader, feiner, schwarzer, in die Ozeane mündender Streifen, offenbar mit Wasser gefüllte Kanäle, Verbindungswege der verschiedenen Ozeane, von denen eine große Zahl noch durch ebenfalls schnurgrade Quertäule miteinander verbunden sich erwiesen.

An den Kreuzungspunkten dieses richtigen Kanalnetzes sind stets seeartige Erweiterungen des Wasserriegels vorhanden, in denen sich meistens je ein Inselchen zu befinden scheint.



Ein Kanal des Mars zur Sommerszeit. (Niedrigwasser, Inundationsgebiet trocken.)

Derselbe Kanal zur Frühlings-Eis- und Schneeschmelze der betreffenden Hemisphäre, mit Eisbergen erfüllt. (Hochwasser, Inundationsgebiet überschwemmt. Kanal scheinbar verdoppelt.)

Die meisten dieser Kanäle sind Hunderte von Kilometern lang und 20 bis 50 Kilometer breit.

Zu gewissen Zeiten entstanden vor den Augen der Beobachter neue derartige Gebilde, und zeigte sich schließlich bei den meisten vorübergehend eine höchst räthselhafte Erscheinung, nämlich eine deutliche Verdoppelung derselben in wenigen Tagen, deren Erklärung den Astronomen bis jetzt nicht gelungen, obgleich sie sehr nahe liegend sein dürfte, wenn auch nicht

Südhälfte kurze und heiße Sommer und lange, kalte Winter.

Schon mehrfach beobachtete man nun direkt eine erhebliche plötzliche Ausdehnung der Schneezonen, große nächtliche Schneefälle auf dem Mars. — Große Flächen erschienen, aus dem nächtlichen Dunkel auftauchend, weiß gefärbt, welche Färbung jedoch unter den Strahlen der Sonne bald verschwand; offenbar hatten letztere den Schnee wieder in Wasser aufgelöst.

Außer den besprochenen weißen Polarflecken zeigt der Mars nun noch eine ganze Reihe sehr dunkler, sowie auch hellere, rötliche und gelbliche Flecken, die dunklen unzweifelhaft Ozeane, da Wassermassen auffallendes Licht zum größten Theil verschlucken, die rötlichen und gelben Ländermassen, Kontinente und Inseln.

Ganz abweichend von den irdischen ist die Verteilung und die Ausdehnung der Länder und Ozeane des Mars.

Während auf der Erde nahezu drei Viertel der Oberfläche von Wasser bedeckt sind und die Kontinente isolirt, von Wasser umgeben, vorzugsweise auf der Nordhälfte der Erde sich befinden, verhält sich die Größe der ozeanischen Becken auf dem Mars zu derjenigen des Festlandes etwa wie 2 zu 5, die Erde ist also ganz erheblich wasserreicher als der Mars.

Die Hauptländermasse befindet sich auf dem Mars ebenfalls auf der nördlichen Hemisphäre, doch nicht wie auf der Erde als Inseln, sondern im Wesentlichen einen den Äquator umspannenden Kontinentalring bildend.

Schiaparelli führt diesen Äquatorialwall auf die ungezählte Zeiten thätige Abschwemmung der Erde und des Felsmaterials aus den Polargebieten durch

gerade für den Astronomen, so doch für den Geologen, auf welche Erklärung ich zuerst aufmerksam machte. Im Laufe dieser Abhandlung werden wir noch eingehend darauf zurückkommen.

Man ist jetzt vollständig einig darüber, daß diese dunklen Streifen thatsächlich Wasserläufe sind und daß die beobachtete Entstehung neuer auf Ueberflutungen zur Zeit der Schneeschmelze zurückzuführen ist, welche zeitweise trockenliegende mit Wasser füllen.

Die genau grade Richtung der sich nach allen Regeln der Kunst kreuzenden Wasserläufe zwingt gebieterisch dazu, die Gebilde als Kunstprodukte und als Wasserbauten, Stromanlagen intelligenter Bewohner unserer Nachbarwelt zu betrachten, denn es ist vollständig ausgeschlossen, daß die rohen Naturkräfte derartige planvolle Anlagen je hätten schaffen können.

Sie werden in Fachreisen jetzt auch nahezu allgemein als ein sicherer Beweis für die Existenz menschenähnlicher Wesen auf dem Mars betrachtet.

Man erblickt in den Kanälen durch die Noth gebieterisch erzwungene Bewässerungsanlagen, geschaffen, um das in Folge des hohen Alters des Mars schon ganz erheblich an Masse, durch Aufsaugung seitens des Weltkörpers (vergl. Abhandlung: „Unser Mond.“), verringerte belebende Naß dem Innern der Länder zuzuführen, diese dadurch künstlich noch bewohnbar zu erhalten und zugleich Verbindungswege zwischen Nord- und Südmeer zu schaffen.

Unterstützt wird die Anschauung, daß der Mars von intelligenten Wesen, wahrscheinlich dem Menschengeschlecht ähnelnd, bewohnt sei, noch durch eine höchst auffällige Beobachtung der letzten Zeit.

Man entdeckte nämlich auf einer Stelle der Marsoberfläche häufig Lichtblitze, welche in ganz



bestimmter Weise und in genau gleicher, kurzer Dauer aufleuchten.

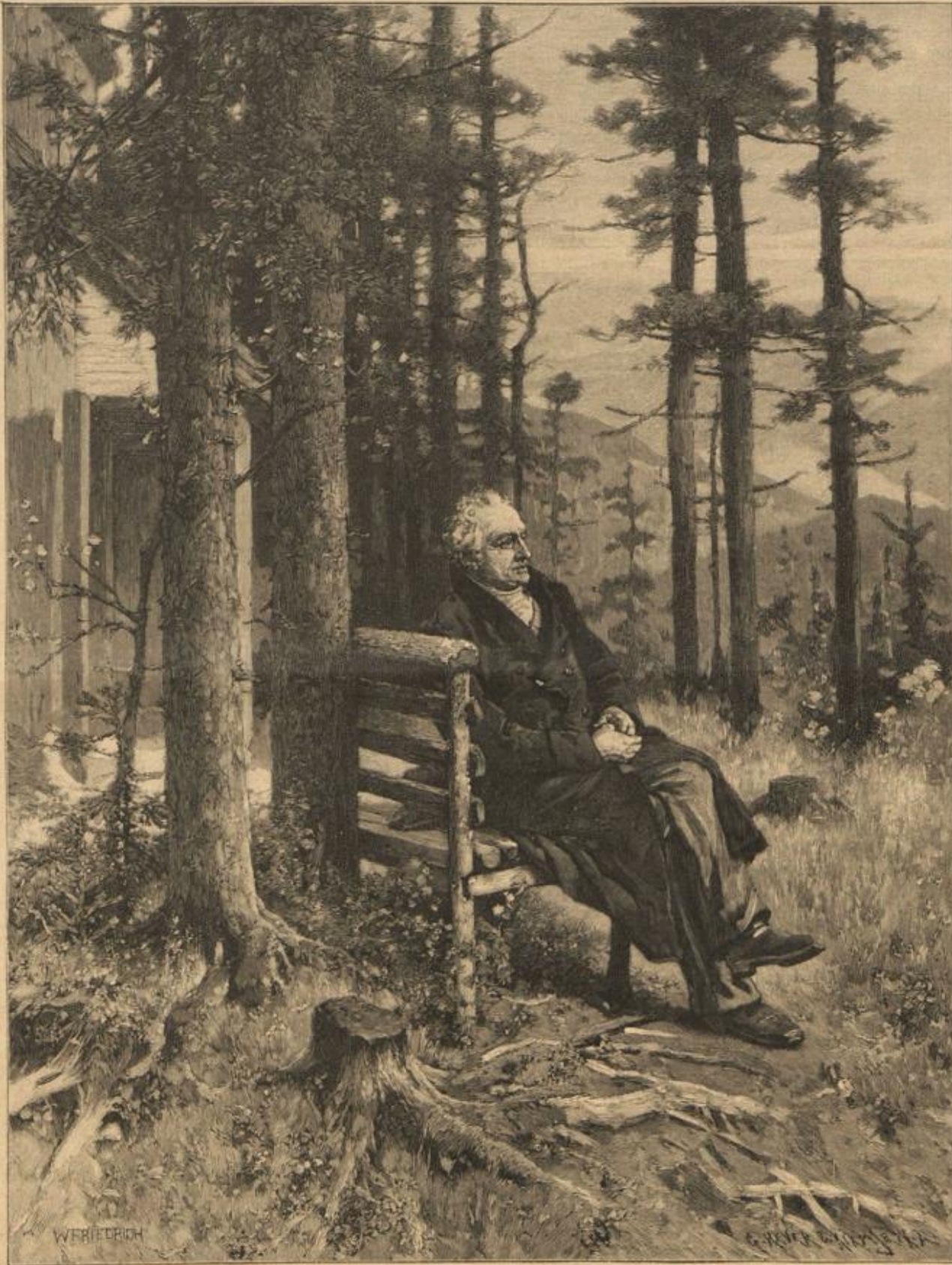
Auch diese sind infolge ihrer Regelmäßigkeit eigentlich nur auf bestimmte Absichten zurückzuführen. Man betrachtet sie als optische Signale (elektrisches Licht), gegeben von den Marsbewohnern, um uns Erdbewohnern Nachricht von ihrem Dasein zukommen zu lassen.

Ueber die Natur der Kanäle ist man in Fach-

Menschengeschichte würde es vorläufig noch völlig unmöglich sein, derartige Kanal-Niesenbauten, gegen welche unsere größten Werke verschwinden, auszuführen.

Aber selbst wenn die Technik derartigen Niesenaufgaben gewachsen sein sollte, so lange die heutige, kapitalistische Wirtschaftsordnung herrscht, ein Hemmschuh der höheren Entwicklung des Menschengeschlechts, wären derartige gigantische Werke unmöglich.

heranwagen, denn die dazu erforderlichen Kräfte würden sich aus den Millionen des Volkes, welches heute zwecks die überschäumenden Elemente im Interesse einer begüterten Minderheit lebend zu Grunde gehen läßt, von selbst lösen und brauchen nicht erst durch Niesenkapitalien, welche nie aufzubringen sein würden, mobilisiert zu werden. Natürlich wären derartige Kanalbauten auf der Erde noch auf lange Zeiten unnötig, aber an anderen Aufgaben fehlte es nicht.



„Ueber allen Gipfeln ist Ruh.“ Nach dem Gemälde von Woldemar Friedrich.

kreisen kaum noch getheilte Meinung; die hervorragendsten Autoritäten sehen in ihnen Kunstprodukte, hinsichtlich dieser Lichtblitze dagegen hat man sich noch nicht völlig einigen können. Fortgesetzte Beobachtungen werden jedoch auch diese Frage wohl bald endgültig erledigen.

Aus Allem ergibt sich aber wohl unanfechtbar, daß die Marsbewohner bereits eine weit höhere Kulturstufe erklimmen als wir Erdmenschen, was bei dem nach der Weltentstehungslehre höheren Alter des Mars auch zu erwarten wäre, denn dem

Das Kapital muß stets Privatprofit sehen, sonst kann und wird es sich nie an große Unternehmungen heranwagen, am wenigsten aber an Unternehmungen von derartigen Dimensionen, bei denen es sich selbst zum Opfer bringen müßte.

Uneigennütige Opferwilligkeit ist bei Besitzenden und Mächtigen fast nie zu finden, stets steht das liebe „Ich“ in erster Linie; der trasseste Egoismus ist das herrschende Prinzip!

Nur eine sozialistisch oder kommunistisch organisierte Gesamtheit könnte sich an derartige Niesenwerke

Die Wissenschaft giebt in den Marskanälen unerwartet einen Fingerzeig, lüftet ein wenig den Schleier, welcher die Zukunft des Menschengeschlechts verhüllt, und eröffnet höchst erfreuliche Perspektiven für die Zukunft.

Wir dürfen jedoch diese Abschweifung von unserem eigentlichen Thema nicht weiter verfolgen, denn eine der interessantesten Erscheinungen, die vorhin erwähnte Verdoppelung der Kanäle, erheischt noch der Lösung.

Vollständig unverständlich erscheint, daß unseren hervorragendsten Astronomen diese Verdoppelung bis



jetzt merklich blieb, denn die Ursachen sind so äußerst einfach und passen sich derart allbekannten irdischen Verhältnissen an, daß man eigentlich den Vorgang sofort hätte erkennen müssen.

Zur Zeit des Frühlings nämlich schmelzen wechselseitig die Eiseisdecken der Pole gewaltig zusammen, abwechselnd tritt also einmal auf der Nordhälfte, dann auf der Mars südliche Hochfluth auf, gewaltige Massen Treibeis, Eisberge und Eisfelder, welche durch ein Lichterwerden der Ozeane sogar dem Auge des Beobachters auf der Erde sich direkt bemerkbar machen, ziehen, analog den irdischen Eisströmen, nach niederen Breiten.

Ein Ausgleich der Niveauverhältnisse der verschiedenen Ozeane muß nun stattfinden und daher passieren die gepreßten Fluthen die einzig vorhandenen Verbindungswege, die Kanäle, hier Hochfluth erzeugend.

Genau wie auf der Erde so auch auf dem Mars müssen diese Stromrinnen ein stets oder doch vorzugsweise mit Wasser gefülltes Niedrigwasserbett und rechts und links davon, für gewöhnlich trocken liegend, Inundationsterrain (Ueberschwemmungsgebiet), das Hochwasserbett, besitzen.

Zur Zeit des Hochwassers verbreitert sich daher der Kanal beträchtlich, die tiefgehenden Eisberge und Eismassen aber können im Großen und Ganzen nur die tiefe, stets Wasser führende mittlere Stromrinne, in der auch zur Hochwasserzeit die stärkste Strömung herrscht, benutzen, das von seichtem Wasser überfluthete Inundationsgebiet aber wird ganz oder nahezu eisfrei bleiben.

Bedenkt man nun, daß sich direkt über den in der Auflösung begriffenen Eismassen, durch Kondensation des Wasserdampfes der Luft, genau wie auf der Erde, ein dichter, weißer Nebelstreif bildet, so haben wir das Räthsel der Verdoppelung gelöst, wie auf frappante Weise die Skizze auf Seite 284 illustriert.

Von der Erde aus, also von oben gesehen, erblicken wir die feine, weiße Längsstreifenlinie, das Treibeis und die darauf ruhende Nebelwolke, rechts und links davon die dunklen Wasserstreifen der Hochfluth.

Beiläufig mag hier darauf hingewiesen werden, daß auch die Marsbewohner, vorausgesetzt natürlich, was doch wohl nach Allem wahrscheinlich, daß sie im Besitze cyprischer Hilfsmittel sind, auch auf unserer Erde mindestens zwei ganz ähnliche Verdoppelungen erblicken werden.

Die eine an der Ostküste von Grönland, wo zwischen dem permanenten meilenbreiten Eisstrom und dem Festlande zur Sommerszeit stets ein breiter Streifen eisfreien, also vom Mars aus gesehen schwarzen Wassers verbleibt, die zweite dunkle Maße bildet hier allerdings die gewaltige Fläche des polaren Ozeans, die andere im Smith'sund, dessen Mitte bei günstigem Winde zu gewissen Zeiten ebenfalls Treibeisströme führt, während die seichten Randgewässer eisfrei bleiben.

Aber sollte auch vielleicht die Annahme der Wahrheit entsprechen, welcher einzelne Astronomen zuneigen, daß wir nämlich die eigentlichen Wassermassen der Marskanäle garnicht sehen, weil die Stromrinne zu schmal, sondern wir in den dunklen Linien nur den durch das befruchtende Wasser des Kanals erzeugten Vegetationsgürtel erblicken, so würde auch dieses die Erklärung nur unwesentlich beeinflussen, denn immer würde das weiße Treibeis die scheinbare Längstheilung bewerkstelligen.

Ähnlich unserem Monde, der bereits, wie früher erwähnt (Abhandlung: „Unser Mond.“), auf dem Friedhofsstadium angelangt ist, zeigt uns nun auch der Mars das Bild einer allerdings noch fernen Zukunft unserer Erde.

Seine Ozeane sind bereits erheblich zusammengeschrunzpft, das freie Oberflächenwasser hat sich gewaltig verringert, das Innere der Kontinente ist vermuthlich zum größten Theil Wüstenland, dem vorzugsweise nur an den Küsten und künstlich durch das durch die Noth erzwungene Bewässerungsmittel fruchtweise im Innern noch Ertrag abgerungen wird, die Luft ist trocken, relativ wolkenarm: der ganze Weltkörper ist neben unserer Erde betrachtet, infolge seines höheren Alters rauh und falt.

Ist ein Vergleich erlaubt, so befindet sich unsere Erde, als Organismus betrachtet, in der

Periode des Lebens, in welcher sich die ersten deutlichen Spuren heranrühenden Alters, die ersten grauen Haare zeigen, als welche die weiße Vereisung der Polargebiete und der Hochgebirge, verbunden mit einer Verdrängung des Lebens, und die in allen Festländern anstauenden Wüsten und Steppen, letztere im Wesentlichen bedingt durch das auch auf der Erdoberfläche deutlich nachweisbare Schwinden des freien, sich in den Erd'ern zurückziehenden Wassers, zu betrachten sind, der Mars dagegen ist über dieses Stadium längst hinaus: er ist ein absterbender Greis mit allen Schwächen hohen Alters.

Recht eindringlich predigt uns daher auch der rothe Mars die Vergänglichkeit alles Seins, dokumentirt aber auch zugleich durch seine müthig für ihre Existenz mit den Vernichtung drohenden Naturgewalten kämpfenden Bewohner, daß auch für unser Menschengeschlecht, welches einer solchen Kulturhöhe noch fern, ein der Menschheit würdiges Leben erst in einer allerdings wohl nicht mehr fernen Zukunft seinen Anfang nehmen wird, sowie daß die jetzigen, von manchen Seiten so sehr gerühmten Zeiten im Wesentlichen noch nicht allzuweit von der Barbarei entfernt sind.

## Typen aus dem Räuberleben gegen Ende des vorigen Jahrhunderts.

Von Jak. Lippmann-Rainz.

I.

### Schinderhannes.

Als im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die lange geknechteten Menschenrechte in Frankreich um Freiheit und Gestalt rangen, im heiligen römisch-deutschen Reich an den Höfen der Kleinstaaten krasser Despotismus in höchster Blüthe stand, war es, wo an der Grenze beider Länder, am Rhein, an der Nahe und Mosel, sich die Räuberbanden üppig entwickeln konnten. Eine der bekanntesten ist die von Johann Büdler, genannt Schinderhannes, geführte. Schinderhannes, der als heldenhafte Erscheinung in zahlreichen Dinter-treppenromanen gefeiert und so mancher Köchin noch heute Thränen der Nahrung entlockt, war keineswegs so, wie ihn so manche romantische Dichterphantasie zu schildern versucht hat. Vor kurzem fiel mir ein Büchlein in die Hand, das 1804 in Köln erschienen und im Buchhandel wohl längst vergriffen sein wird. Der Verfasser desselben, B. Becker, war als richterlicher Beamter in dem Prozeß gegen Schinderhannes und Genossen thätig und giebt aktenmäßig den Lebenslauf des berüchtigten Räubers wieder. Im Nachfolgenden bin ich größtentheils der Ausführung Beckers gefolgt.

Tag und Stunde seiner Geburt ist, wie bei so manchem bedeutenden Manne, nicht genau festgestellt. Sein Vater nährte sich und seine Angehörigen kümmerlich, er war Feldhüter und Tagelöhner. Kaum dem Knabenalter entwachsen, trat Schinderhannes bei dem Scharfrichter Nagel in Vörsenbach in Dienst. Nagel hat später vor Gericht ausgesagt, Schinderhannes sei damals „sehr behend und immer willfährig gewesen, habe ein sehr gutes Herz bewiesen und eine Munterkeit ohne Grenzen gezeigt“ — trotzdem er seinem Dienstherrn schon nach sehr kurzer Frist sechs Kalbfelle und eine Kuhhaut stahl. Er entfloß mit seinem Schatz, ward erwischt und erhielt zur Sühne von dem Maire Weber in Kirn fünf und zwanzig Prügel zudiktirt. Schinderhannes hat später vor Gericht ausgesagt, diese öffentliche Exekution habe ihn tief geschmerzt und sein ganzes künftiges Leben entschieden.

In Kirn hatte er die Bekanntschaft von Johann Niklas Nagel und Engisch gemacht; sie verlegten sich auf den Diebstahl von Schafen, Schinderhannes wurde zum zweiten Male erwischt, es gelang ihm jedoch, bevor ihn der Prozeß gemacht wurde, aus dem Gefängniß zu entfliehen. Er lernte Jütk, den Rothkopf, kennen, der ihn mit Seibert, Itis Jakob und Zugheiter, lauter berüchtigten Pferdebieben, be-

kannt machte; ihnen schloß sich an: Leidenbecker, ein hinkender Schuster, und der Holzhacker Georg Reidenbach. Ihre Zusammenkünfte hatten sie mit noch anderem lichtschönen Gesindel in Leidenbecker bei Kirn in dem Lokale des Wirthes Gräff, wo sie auch ihre erste Bluthat verübten. Es war in der Nacht vom 16. auf den 17. Fructidor des Jahres III (August 1795), sie vergnügten sich bei Musik und Tanz und schäkerten mit Mädchen. Itis Jakob hatte seine schöne Frau bei sich, und Pladen-Mos seine Geliebte, Elise Werner, eine ausblühende Schönheit von kaum sechzehn Jahren. Diese damals schon durch und durch verderbte Puhlerin war gemeinschaftliches Gut der Bande, zog gar in Husarenuniform mit einem französischen Offizier im Laube herum, den sie jedoch verließ, weil er grob und griesgrämisch war und — sie heirathen wollte. Nicht uninteressant ist, was ihr späterer Geliebter, ein ungarischer Husar, Martin Schmidt, vor Gericht von ihr ausgesagt hat: „Sie habe ihm erzählt, daß der Pladen-Mos ihr erster Schatz gewesen, der sie nachher verlassen und sich an die Burzliese Annie geheftet hätte, und welcher endlich bei Gelegenheit eines Vorfalls mit dieser Annie von Schinderhannes, Jütk und Seibert erschlagen worden sei; von ihrer Familie habe sie ihm geäußert, daß ihr Vater zu Trier geheftet, ihre Mutter auf der anderen Rheinseite geköpft und ihr Bruder ebendort geheftet worden sei.“

Zu jener Nacht nun schäkerte Schnallen-Peter mit der jungen Frau des darüber eifersüchtigen Itis Jakob. Es kam zum Streit und Schnallen-Peter ward erschlagen. Elise trat in ihrer Wuth den todtten Körper des Geliebten mit Füßen, weil er die Frau des Itis Jakob vor ihr bevorzugt hatte. Bei dieser Schlägerei erhielt noch ein Unbetheiligter so schwere Verletzungen, daß er am nächsten Tage starb. . . . Erst fünf Jahre später gelang es den Behörden, einen an dem Todtschlag Betheiligten, Johann Georg Reidenbach, zu erwischen.

In dieser Gesellschaft fand der junge Schinderhannes seine ersten Lehrer und Vorbilder, die er sehr bald überflügelte. Nach Schnallen-Peters Tod ward Elise Werner Schinderhannes Geliebte, während die anderen Räuber sich in der Gunst der Burzliese-Annie theilten. Schinderhannes, der von den nicht sehr einträglichem Hammel- und Pferdebiebstählen abließ und sich mit seinen Genossen jetzt auf Straßenuberei verlegte, ward bald sehr gefürchtet und sein Name zog allerlei Personen, die im Leben Schiffbruch gelitten hatten, an. Einer der interessantesten Charaktere der Bande ist der Vinkelsänger Karl Benzel. Er behauptete später, vor Schinderhannes immer eine gewisse Achtung empfunden zu haben und schon lange sei der Wunsch in ihm rege gewesen, mit dem Hauptmann auf Raub auszuziehen. Vier Jahre lang habe ihn die Liebe zu einem Mädchen, das ihn immer vor den rohen Gesellen gewarnt, zurückgehalten, Räuber zu werden. Erst als er von dem Vater des Mädchens abgewiesen worden, sei er der Bande beigetreten. Es mögen nun einige aktenmäßig festgestellte Beispiele folgen, wie Schinderhannes seine Räubereien ausführte.

Von seinen Getreuen umgeben, pflegte er an Markttagen auf der Spitze von Felsen zu sitzen und die Passanten mit einem Perspektiv zu mustern. Einst am Tage des Kreuznachter Marktes saß er bei Waldbeckem an der Nahe. Ein Trupp Juden und Banern kam gezogen. Nachdem er ihnen die Börsen und Habsel gleiten abgenommen, mußten die Verraubten sich ihrer Schuhe und Stiefel entledigen, die alle auf einen Haufen geworfen und durcheinander gewühlt wurden. Viel Vergnügen bereitete es dem Räuber, als die Verraubten aus dem Wirrwarr ihre Fußbedeckungen wieder heraussuchten und in Streit geriethen.

Brigadier Adam überraschte eines Tages Schinderhannes, als er mit einer weißen Schlafkappe auf dem Kopfe auf einer Bank lag, während Benzel am Tische saß und in der Bibel las. Zwei weibliche Mitglieder der Bande drehten das Spinnrad. Adam schloß die Thür hinter sich, packte den Räuber an der Gurgel und forderte ihn auf, mitzugehen. Schinderhannes schrie um Hilfe und jetzt erst sprang Benzel von seinen biblischen Erbauungen auf, seinen Hauptmann zu retten. Adam packte auch ihn, rang mit Beiden



und schrie aus Leibeskräften dem anderen Brigadier zu, der draußen Wache hielt. Aber vergeblich: dieser hörte nichts — oder wollte nichts hören. Schinderhannes gelang es, sich zu befreien; er sprang durchs Fenster und ließ seinen Kameraden Benzl im Stich, der ins Gefängniß nach Kirn abgeführt wurde. Die oft zu Tage getretene Feigheit des gefürchteten Räubers zeigte sich hier auf das Schlagendste. Er floh und überließ seinen Kameraden, dem er die Freiheit dankte, dem Schicksal, trotzdem er in der Scheuer seine geladene Flinte hatte.

Peinlicher als die Straßenräubereien und wohl auch einträglicher waren die nächtlichen Ueberfälle in den Häusern der Juden, in einzelfühenden Höfen und Mühlen. Den ersten derartigen Versuch machte er zu Gottenbach bei Wolff Wiener. Schinderhannes, an der Spitze seiner Räuber, pochte an der Thür und rief: „Dammes ist da und will Dich abfangen“... Sie mißhandelten die Bewohner des Hauses und Alles, was an Waaren und Geld fortzubringen war, ward zur Beute.

Sein Quartier hatte er damals auf dem Kallenfelferhof, der auf einem steilen Felsen lag, aufgeschlagen; an derselben Stelle, wo ehemals die Ritter des Mittelalters ihren Raub zusammenschleppten, hausten jetzt Schinderhannes und seine Gefellen. Hier waren drei Schneider thätig, um den Räuberhauptmann und seine Frau aus dem Erträgniß des Gottenbacher Raubes neu zu kleiden. Von dieser sicheren Stelle aus verhöhrte er oft in sehr drastischer Weise die unten vorüberreitenden Gendarmen. Burschen aus der Umgegend besuchten die Räuber und spielten Karten mit ihnen und verschafften ihnen Munition aus Kirn; ja noch mehr, er arrangirte Bälle und die schönen Mädchen aus der Umgegend tanzten mit den Räubern.

In Meddersheim hielt er sich eine Woche lang auf und beorderte die in dieser Gegend wohnenden reichen Juden zu sich; sie sollten sich verantworten. An der Thür der Häuser stand eine bewaffnete Schildwache, oben auf der Treppe stand eine zweite, die den Juden in das Audienz-Zimmer des Räubers brachte. Nachdem sie sich durch klingende Münze mit ihm ausgesöhnt, wurden sie zurückgeführt, wie sie gekommen waren.

Zimmer leeder wurden die Raubzüge der Bande im Hunsrück, an dem Rhein, der Nahe und Mosel. Den Gendarmen lieferten sie förmliche Gesichte. Oftmals allerdings gerieihen einige in Gefangenschaft, doch nie mußten sie lange die Freiheit entbehren, nach einigen Tagen waren sie gewöhnlich entschlüpft.

Wer sich vor Raub und Brand schützen wollte, der fand sich auf gütlichem Wege mit der Bande ab. Ich theile in Folgendem einen der Briefe mit, wie sie Schinderhannes schrieb, bevor er einen Ueberfall wagte:

„Jakob Schweizer wir ersuchen euch um zwanzig Karolin, und wir verhoffen unser Anspruch wird uns nicht abgeschlagen werden den uns ist bekannt, daß ihr uns damit helfen thut und müßt, darauf wollen wir euch aber bekannt machen wenn es nicht aus gutem Willen geschagt, daß wir Instrumenten brauchen, die euch und euren Kindern nicht lieb sein werden. Wir wollen euch zu wissen thun, daß ihr eine halbe Viertelstunde Zeit dazu gebrauchen derst und nicht mehr, denn bei uns ist keine Zeit zum Vorrath ist darauf besinnt euch kurz und gut, denn wir mögen vor diesem keine Gewalt und Grobheiten brauchen, und wir euch auch gewarnt haben, daß ihr kein Mittel gebraucht wie euer Nachbar, darauf erfogt nicht gutes bei uns, dann wir leben ohne Furcht, und wie es eurem Nachbarn ergehen wird, das wollen wir euch nicht wünschen, wenn ihr nicht wißt, wer euer Nachbar ist, das sind Hr. Rannbacher, weiter weiß ich euch nicht zu schreiben als beobachtet diese par Zeilen als dann bleiben wir gute Freunde

† † † Johannes durch den Wald.“

Auch Schutzkarte, wie die nebenstehende, gab er gegen entsprechende Bezahlung.

Im sten Jahre meiner Regierung  
im Zohnwald

+++ Johannes durch den Wald.

So sehr sich auch der indessen zum General-Commissair in den Departements ernannt Jeanbon-St. Andre bemühte, dem Räuberwesen ein Ende zu bereiten, war es doch nur einem Zufall zu danken, daß endlich Schinderhannes der Behörde in die Hände fiel.

Im Jahre 1803 ließ er sich unter dem Namen Jakob Schweikers von einem kaiserlichen Werber engagiren. Er schien zu hoffen, in den kriegerischen Armeen, die damals Europa durchzogen, verschwinden zu können, — und der Plan wäre ihm vielleicht auch geglückt, wenn er sich an soldatische Ordnung hätte gewöhnen können. Doch er desertirte, wurde eingefangen und gebunden nach Kunkel gebracht.

Den 10. Juni wurde er nebst anderen Kerkern unter Begleitung kuririscher Militärs nach Wiesbaden gebracht. Gedankenvoll blickte er unter sich, sprach nur wenig. Nur als der Handelsmann Berhofer ihm starr ins Gesicht sah, wurde er unwillig und fragte: Herr, bin ich Ihm etwas schuldig, daß Er mir so ins Gesicht schaut? Große Furcht hatte er, an ein französisches Gericht abgeliefert zu werden, da er den größten Theil seiner Gräueltaten auf dem linken Rheinufer, damals französischem Gebiet, ausgeführt hatte. Als er von Wiesbaden weggeschafft wurde, rief er im tiefsten Schmerze: „Oh weh! nun bin ich verloren!“ Er wurde zuerst nach Frankfurt transporirt, wo er seinen wahren Namen gestand, dann an die zuständige Kriminalbehörde in Mainz abgeliefert. Kaum war er in Haft, so verrieth er alle seine Kameraden und Helfershelfer, was eine Menge Verhaftungen von Leuten aus allerlei Ständen veranlaßte.

Die öffentlichen Prozeßverhandlungen dauerten siebenundzwanzig Tage. Das Urtheil lautete über Schinderhannes und neunzehn seiner Komplizen auf Todesstrafe, achtzehn wurden theils mit „Kettenstrafe“, theils mit Zuchthaus bestraft, zwanzig freigesprochen.

Am 21. November 1803, gegen ein Uhr Nachmittags, wurden die zum Tode verurtheilten auf fünf Wagen, von Geistlichen begleitet, nach dem Richtplatz gebracht. Als der Zug bei der Guillotine angekommen war, sprang Schinderhannes vom Wagen und bestieg das schreckliche Gerüst. Er wandte sich zum Publikum und sprach: „Ich habe den Tod verdient, aber zehn von meinen Kameraden nicht!“

Der Anblick der sechsundzwanzig Särge und das von dem Blute ihres Anführers gefärbte Beil hatte alle anderen Verurtheilten erstarrt, einzelne Räuber mußten hinaufgetragen werden.

An dem Orte der Hinrichtung fanden sie auch ihre ewige Ruhestatt; eine Reihe hoher Pavleu bezeichnet die Stelle, wo der gefürchtete Räuber und seine Gefellen begraben sind.

## Bum letzten Mal.

Stizze von Theodor Kablein.

Nun war sie wieder unterwegs. Auf dem Rücken die Kiepe aus abgeschälten Weidenruthen. Die Daumen beider Hände unter die Tragbänder geschoben, daß sie weniger kniffen an den Schultern. So schritt sie dahin auf dem Wege zur Stadt.

Sie kannte ihn sehr gut, diesen Weg. Seit drei Jahren machte sie ihn alle Woche einmal, jeden Sonnabend. Die Kiepe auf dem Rücken, die Daumen unter die Tragbänder geschoben, ging sie zur Stadt. Ob's Winter war, ob Sommer, ob Regen fiel oder Schnee — sie ging zur Stadt.

Oben aus der Kiepe guckte die Last ein Stückchen hervor. Ein Brot wars. Ein gut ausgebackenes Landbrot. Statt in altes Leinen genäht, stand es schief in der Kiepe. So trug sie's zur Stadt, zur Post. Ihr Sohn sollte es haben.

Den Weg kannte sie sehr genau. Drei Stunden war er lang. Wer keine Kiepe trug, wurde rascher damit fertig. Aber ohne Kiepe gieng bei ihr nicht.

Des Brotes halber. Es mußte zur Post. Jede Woche. Und dazu brauchte sie drei Stunden, trotzdem sie eben erst fünfzig war. Freilich! Der Bruchschaden machte ihr auch Beschwer beim Gehen.

An den Weg hatte sie sich nun schon gewöhnt in den drei Jahren. Im Sommer war der Sand manchmal ein bißchen tief. Auch etwas heiß an den Füßen. Auf den Lehmsuffen giengs besser, wenns auch staubte. Im Frühjahr und Herbst weichte freilich der Lehm auf. Ganz tief trat sie hinein. Wenn die Schuhe nicht darin stecken blieben, hängte sich der Lehm daran fest, daß die Beine ganz schwer wurden. Dann wars wieder auf dem Sande besser zu gehen. Nur im Winter, wenn Schnee lag, giengs schlecht auf dem ganzen Wege. Aber das dauerte immer bloß ein paar Monate. Die Hoffnung auf den Frühling half darüber hinweg, über den Winter und über den Schnee. Im Frühling saugen die Lerchen. Die Saaten wurden grüner von Woche zu Woche. Und dann giengs aus Wachsen! O, wie das Alles rasch in die Höhe kam! Die Saaten und die Fichten! Sie wußte noch ganz genau, wie viel die Fichten zugenommen hatten in den drei Jahren.

Nun war sie wieder unterwegs mit dem Brote in der Kiepe. Ihr Sohn sollte es haben, ihr Einziger noch.

Er war der Jüngste. Von Sechsen war er nachgeblieben. Seit drei Jahren war er auf dem Seminar in der fernen Stadt. Lehrer wollte er werden. Sein tochter Vater war auch Lehrer gewesen. Jeden Sonntag bekam er sein Brot. Jeden Sonnabend trug sie's zur Post.

Auch ein Brieflein war mit eingenäht in das alte Leinen. Darin standen liebe Worte. Worte, die nur das Mutterherz findet, das seine einzige Freude und Hoffnung in der Ferne weiß. Und in dem Brief lagen auch ein paar Groschen Geld. Junge Leute brauchen doch manchmal was außer dem Brot. Auch ihr Sohn. Ihr Fritz. Und sie gab's ihm so gern, was sie sich abgespart hatte am Munde.

Viel wars nicht. Sie hätte gern mehr gegeben. Viel mehr! Aber wenn Einer außer seinen zweihundertfünfzig Mark Wittwenpension nichts weiter hat als zwei milde Beine und einen Bruchschaden am Leibe, giebt sichs schwer — ach zu schwer!

Sie mußte doch auch leben! Und Fritz in Kleidung erhalten mußte sie auch! Eine Freistelle hatte er ja, weil er so fleißig war und sich nichts zu Schulden kommen ließ. Sein Vater war Lehrer gewesen. Das half wohl mit zu der Freistelle. Aber schwer wars doch mit zweihundertfünfzig Mark im ganzen Jahr!

Sie machte es möglich. Sie war ja schon alt. Ihr verschlugs nichts, wenn sie kein Fleisch aß. Fritz mußte ein paar Groschen haben. Er durfte nicht gar zu sehr hinter den Andern zurückbleiben, weil er bloß eine Mutter hatte, die für ihn sorgte. Und er war so dankbar für jede Kleinigkeit. Immer war er zufrieden. Auch wenn sie nur wenig schickte. Deshalb trug sie auch das Brot zur Post. Jede Woche. So viel trugs nicht aus, daß er das theuere Bäderbrot kaufen konnte. Er war ja jung. Es schmeckte ihm so gut. Nein, so viel Brot konnte sie mit dem besten Willen nicht bezahlen. Sie tuf es ihm selber. Sie trugs ihm selbst zur Post. Jede Woche. Drei Jahre lang schon.

Nun war sie wieder unterwegs. Zum letzten Mal. Seit Oftern hatte sie die Wochen gezählt den ganzen Sommer hindurch. Nun noch so oft! Nun bloß noch so oft!

Heute wars das letzte Mal. Das Examen hatte schon angefangen. Fritz bestand es gewiß. Er hatte gar keine Angst gehabt, als er bei ihr war in den Sommerferien. Ein gutes Zeugniß brachte er auch mit. Das hatte er ihr fest versprochen beim Abschied.

Ein gutes Zeugniß ist viel werth. Wenn Einer ein gutes Zeugniß hat, bekommt er auch eine gute Stelle. Fritz würde es an beiden nicht fehlen.

In acht Tagen sollte er bei ihr sein. Dann war das Examen vorbei. Dann brauchte sie nicht mehr zur Post mit der Kiepe und mit dem Brote. In acht Tagen kam er und holte sie ab nach der



neuen Stelle, die er dann annahm. Dann würde sie immer bei ihm sein. Brauchte garnicht mehr Stunden weit zu laufen mit der Kiepe auf dem Rücken. O! Sie hatte es immer gern gethan. Gewiß! Wenns nöthig wäre, würde sie es noch drei Jahre thun. Aber der Herbst fing schon an. Dann weichten die Lehmschichten auf. Und dann kam der Winter mit seinem Schnee. — — — Und der Bruchschaden wurde auch immer schlimmer. Besser wars doch, daß die drei Jahre um waren . . . daß sie ihn heute zum letzten Male ging, den Weg mit der Kiepe.

Zum letzten Mal!

Sie konnte es kaum begreifen, daß nun Alles anders werden sollte. So viel schöner! So viel besser! Ordentlich in den Beinen spürte sie es. Ganz jung kamen ihr die alten Liebesmagen vor, so viel leichter ging sich beim letzten Mal.

Die Leute im Felde kannten sie alle, und sie kannte auch Jeden. Wo sie vorbeiging, rief sie die Tageszeit hinüber zum Gruß. Heute klang es ganz besonders freudig. Es war ja das letzte Mal!

Und die Leute richteten sich auf von der Arbeit. Sie dankten ihr freundlich. Dann sahen sie ihr nach, wie sie weiter ging mit dem Brot in der Kiepe zur Stadt, zur Post.

„Die alte Frau! Sie quält sich ehrlich um Fritz. Na, er verdient auch. Er kriegt ja jetzt eine Stelle. Sie wirds gut bei ihm haben. Es ist ihr zu gönnen . . . der alten Frau.“

So sagten die Leute, wenn sie vorbei war. Sie hörte nichts davon. Munter ging sie der Stadt entgegen. Zwanzig Jahre jünger kam sie sich vor. Sie malte sich aus, wies sein würde bei Fritz auf der neuen Stelle. Sie führte ihm die Wirthschaft. Natürlich! Sie war ja noch rüstig. Das konnte sie noch eine ganze Weile. Und später, wenn er

dann heirathete, nun, dann gabs auch noch Arbeit für sie. Dann waren doch Kinder zu warten, und so.

Im Wege würde sie Niemand sein. Ganz gewiß nicht. Eine alte Frau braucht so wenig Platz. Eine Kammer war sicherlich übrig für sie. Und wo Zwei essen, werden auch Drei satt.

Aber so weit wars noch garnicht. Gleich würde Fritz nicht heirathen. Erst hatte sie ihn für sich, ihren Fritz! Ganz allein für sich. Und so gut war er zu ihr . . . so gut!

Das würde ein Leben werden! Ein glückliches Leben! Dafür konnte man schon zur Stadt laufen jede Woche mit der Kiepe.

Drei Jahre sind lang. Aber nun waren sie vorbei. Heute wars das allerletzte Mal. Wenn sie heute nach Hause ging, dann hatte sie ihre Pflicht erfüllt. Dann kam Fritz. In acht Tagen war er bei ihr, sie zu holen.

Unter solchen Gedanken merkte sie garnicht, daß die Stadt näher und näher kam. Als die drei Stunden um waren, stand sie am Schalter.

Die Leute auf der Post kannten sie schon. Sie nickten ihr freundlich zu. Sie ließen sie nicht warten.

„Na, nun kommt er wohl bald?“ fragte der Mann, der ihr das Brot aus der Kiepe abnahm. Wie leuchteten ihre Augen auf!

„Ja! Nun kommt er bald! In acht Tagen. Heut bringe ich das Brot zum letzten Mal!“

„Na, das ist schön! Da können Sie sich freuen!“

„Ja, das kann ich. Und das thue ich.“ Die Kiepe war leer. Wie leicht sie sich trug! Nun blieb noch der Heimweg, nachdem sie ein bißchen geruht.

„Fragen Sie erst am Briefschalter. Der Sekretär hats bestellt. Es ist was für Sie angekommen.“ sagte der Mann, als sie gehen wollte.

Die alte Frau that, wie ihr geheißen. Der

Beamte reichte ihr ein Blatt hinaus. Mit Blaustift war ihr Name darauf geschrieben.

„Es traf vor einer Viertelstunde ein. Wir haben gleich hier behalten, weil Sie heute doch kamen. Sie sparen so den Botenlohn.“

Sie nahm das Blatt in Empfang und drehte es rechts und links. Ein Telegramm! Was konnte das sein?

Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Vielleicht war das Gramen schon aus. Fritz zeigte ihr's an. Gewiß hatte er ein gutes Zeugniß. Draußen wollte sie's lesen. So recht behaglich auf einer Bank draußen vor der Stadt in den Anlagen. Nicht hier, wo die Leute ein- und ausgingen. Die brauchten ihr die Freude nicht anzusehen. Draußen vor der Stadt hatte sie Zeit und Ruhe. Da konnte sie's lesen, ihr Telegramm. Diese Freude, die ihr Fritz machte! Am Ende kam er schon früher. Am Ende kam er schon heut oder morgen. Draußen würde sie's lesen.

Vor der Stadt in den Anlagen stand eine Bank. Dort setzte sie sich nieder. Bedächtigt entfaltete sie das Papier, um es nicht zu zerreißen. Sie hatte noch nie ein Telegramm in der Hand gehabt. Nein, dieser Fritz. Ihr solche Freude zu machen beim letzten Mal.

Sie begann zu lesen. Es waren nur wenige Worte. Indem sie las, schien sie von innen heraus zu wachsen. Ihre Augen vergrößerten sich. Mit einem Mal saß sie zusammen. Kein Ton kam über ihre Lippen. Unten an der Bank blieb sie liegen.

Leute gingen vorbei. Sie sahen die ohnmächtige Frau. Sie hoben sie auf.

Einer sah das Blatt an der Erde. Er nahm es auf und las: „Fritz hatte Unglück beim Baden. Er ist nicht mehr. Kommen Sie bald! Gott tröste Sie!“

Unter den Händen der Leute schloß die alte Frau die Augen auf. Ein einziger schriller Schrei ging aus ihrem Munde:

„Todt!“

## Aus dem Papierkorb der Zeit.

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh.“ (Zu unserem Bilde.)

Wanderers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,  
Alles Leid und Schmerzen stillest,  
Den, der doppelt elend ist,  
Doppelt mit Traurigkeit füllest,  
Ach, ich bin des Treibens müde!  
Was soll all der Schmerz und Lust?  
Süßer Friede,  
Komm, ach komm in meine Brust.

Ein Gleiches.

Ueber allen Gipfeln  
Ist Ruh,  
In allen Wipfeln  
Spürest Du  
Kaum einen Hauch;  
Die Vögelin schweigen im Walde;  
Warte nur, balde  
Ruhest Du auch.

Wären die beiden herrlichen Nachtlieder Goethes mit ihrer tiefen Stimmung des Friedens und der Sehnsucht nach Frieden jede andere Erklärung unseres heutigen Bildes erziehen, in welchem der Künstler versucht hat, all die Ruhe festzuhalten, die uns aus den beiden Liedern des Weimarer Dichtersfürsten so wunderbar anweht.

**Die katilinarische Verschwörung.** Zahlreiche Bewegungen im geistigen, politischen oder sozialen Leben der Völker sind für die Nachwelt nicht nur unbedeutend mit dem Andenken an die Persönlichkeiten, die sie geschaffen oder eine führende Stellung in ihnen eingenommen, verknüpft, sondern es ist sogar das Uebel über sie durch die Vorstellung über ihre Führer und Träger, namentlich durch ihre moralische Wertung, stark beeinflusst. Die Volksmeinung sieht leicht darüber hinweg, daß die großen Erscheinungen der Weltgeschichte und die gewaltigen, oftmals scheinbar so pöblichen Umwälzungen im kulturellen Leben nie die Schöpfung Einzelner, sondern der stillen Arbeit ungezählter Tausende sind, die frei ich für das Auge der Nachwelt in tiefes Dunkel gehüllt ist: sie liebt es, die wichtigen geschichtlichen Begebenheiten in einzelnen hervortretenden Persönlichkeiten zu kristallisieren und deren Charakter, wohl auch Erfolge, zum Maßstab für die Beurteilung der geschichtlichen Vorgänge zu nehmen. Eines der besten Beispiele hierfür ist die laubläufige Vorstellung von der sogenannten katilinarischen Verschwörung. Weil ihr An-

stifter in den Augen der Menschheit von jeher als verworfene, sittenlose Kreatur, als Inbegriff aller Sünden und Laster galt, wurde auch die Verschwörung lediglich als freies Attentat einer vaterlandslosen Rotte auf Recht und Obrigkeit betrachtet. Eine derartige Vorstellung thut jedoch den historischen Thatfachen offen Gewalt an. Die katilinarische Verschwörung war das Produkt durchaus verkaufter und unhaltbar gewordener sozialer Zustände, die zum gewaltigen Ausbruch drängten. Daß gerade ein Katilina, ein Mann von nichts weniger als mangelloser Vergangenheit, an die Spitze der Verschwörung trat, ist für unsere Beurteilung dieser belanglos: daß Männer, denen die Empörung als einziger Ausweg aus ihrer Knechtschaft erschien, an ihren Führer nicht den Maßstab bürgerlicher Sitte und Ehre, sondern lediglich der Kühnheit und Entschlossenheit anlegten, ist nicht verwunderlich. Roms trostlose soziale Zustände um die Mitte des vorchristlichen Jahrhunderts, die maßlosen Luxus neben dem furchtbarsten Elend duldeten, hat Callist, der Geschichtsschreiber der katilinarischen Verschwörung, mit grellen, aber treuen Farben gemalt. Größte Beachtung verdient in seiner Darstellung die Rede, mit der Katilina in seiner Behauptung seine Genossen vor dem entscheidenden Schritte anseuert; namentlich ist der mittlere Theil für unsere Erkenntniß der damaligen sozialen Verhältnisse wichtig und möge deshalb in freier Uebersetzung folgen:

„Seit das Regiment unter Befehl und Macht einiger Weniger gekommen ist, sind diesen beständig Könige und Statthalter zinsbar, zahlen ihnen Völker und Nationen Tribut; wir Anderen alle, brave und tüchtige Männer, Ablige wie Nicht-Ablige, sind zum gemeinen, ohnmächtigen Pöbel geworden und gerade denen dienstpflüchtig, die bei einem starken und geordneten Staatswesen vor uns zittern müßten. So sind denn Ansehen, Macht, Ehre und Reichthum indogefammt bei Jenen oder bei ihren Wänstlingen; uns haben sie Gefahren, Schmach, Verurtheilungen und Noth gelassen. Wie lange wollt Ihr das noch dulden, die Ihr doch Männer von Kraft und Muth seid? Ist nicht ein ehrenvoller Tod besser als ein Leben voll Schmach und Schande, frechem Uebermuthe zum Gespött? Aber — bei Allen, was Göttern und Menschen heilig ist — der Sieg liegt ja in unseren Händen! Uns blüht die Jugend, uns besetzt feuriger Muth: Jene hat die Last der Jahre und äppiger Ausschweifungen entzerrt. Es gilt nur den Anfang zu machen; das Uebrige wird sich von selbst finden. Mann es denn Jemand, dem ein Mannesherz im Wufen schlägt, ruhig mit ansehen, daß Jene ihre Reichthümer damit verpraßen, daß sie neue Meere anlegen und Berge abtragen, während es uns sogar am

Nöthigsten gebricht? Daß sie zwei und mehr Häuser besitzen, während wir nirgends ein Obdach finden? Sie kaufen Gemälde, Bildsäulen, kostbare Gefäße, reifen neue Bauten ein und führen dafür andere an: sie verschwendern und verpraßen ihr Geld auf alle mögliche Weise und können es dennoch trotz aller Ausschweifungen nicht klein kriegen. Uns dagegen bedrückt zu Hause die Noth, auswärts dringende Schuldenlast; unsere Lage ist elendiglich, noch trauriger unsere Zukunft. Was besitzen wir denn noch außer dem erbärmlichen nackten Leben?“

Diese Ansprache beweist zur Genüge, daß es nicht rohe Nordstürben, sondern zumeist Gequalte, denen nur ein gewaltsamer Aufstand Aussicht auf Besserung ihrer jammervollen Lage bot, waren, die sich um Katilina scharten. Befanlich wurde die Revolution in Rom im Keime erstickt; Katilinas Heer wurde im Jahre 62 bei Fafula aufgerieben, sein Führer fiel tapfer kämpfend. Das aristokratische Senatsregiment hatte gesiegt — ob zum Heile Roms? Der Boden für die Alleinherrschaft wurde mehr und mehr geebnet; endlich bestieg 31 Jahre nach Unterdrückung der katilinarischen Verschwörung Augustus den Kaiserthron; nach 43 Jahren folgte Tiberius, nach 68 Caligula!

## Gedankensplitter.

Es wird nicht besser in der Welt, als bis es nur noch eine einzige Klasse von Knechten giebt: Stiefelknechte.

„Die vierzig Pinjel,“ heißen die vierzig Mitglieder der Akademie, welche aus den Gelehrtesten des Landes besteht.

## Schnitzel.

Die Gebildeten.

Wirklich! Gebildet, so nennt Ihr Euch, Ihr Herren und Damen,

Weil Ihr, lastet und freist, hübsch zu scherzengeln versteht!

Seht, welch niedlicher Hund! Wie abgerichtet und artig! Wie er Euch schwänzelnd begrüßt — welcher gebildete Hund!

## Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn W. Macasch, Leipzig, Oststraße 14, richten.